Der junge Otto von Bismarck

Ausgabe A

DIE JUNGENSCHAFT Blätter für Heimabendgestaltung im Deutschen Jungvolk · Berlin · 17. Mai 1939 · Folge

DER JUNGE OTTO VON BISMARCK

Ausgabe A

DIE JUNGENSCHAFT

Blätter für Heimabendgestaltung im Deutschen Jungvolk • Berlin • 17. Mai 1939 • Folge 16

I. Teil: Der Heimabend

WAS WIR AN DIESEM SELTENEN MANNE NUN BEWUNDERN IST DIE EBENSO GROSSE EINSICHT UND WEISHEIT WIE DIE GEWALTIGE ENTSCHLUSSKRAFT DIE IHN VOR JEDEM FEIGEN AUSWEICHEN BEWAHRTE

DER FÜHRER

Kameraden!

Otto von Bismarck iſt am 1. April 1815 auf Schloß Schönhauſen an der Elbe, unweit von Tangermünde, geboren. Sein Vater, der früher Soldat geweſen war, widmete ſich nur noch der Bewirtſchaftung ſeiner Güter. Als Junge von noch nicht ganz ſieben Jahren wurde Otto von Bismarck von ſeinen Eltern in eine berühmte Erziehungsanſtalt nach Berlin gegeben. Schon dort war er als ein rebelliſcher Junge bekannt, der ſich mit allen Dingen, die ihn intereſſierten, mit großem Eifer auseinanderſetzte. Das wurde in ſeiner Studentenzeit, die er in Göttingen verbrachte, noch ſtärker. Unter den Studenten galt er als der Furchtloſeſte. Bismarck focht in Göttingen über 20 Zweikämpfe aus. Auch während ſeiner Militärzeit bewies er immer wieder den Einſatz ſeiner ganzen Perſönlichkeit. Nach dem Examen lebte er auf Schönhauſen und war Deichhauptmann. In allen Dingen, die Mut, Tatbereitſchaft und rückſichtsloſen Einſatz forderten, war Bismarck ſtets der Erſte. Seine Erſcheinung war den ſteifen Adelsgeſchlechtern ſo unbegreiflich, daß ſie ihn den „tollen Bismarck" nannten. Sein eifriger Wunſch war es, ſich politiſch einſetzen zu können. 1847 trat er in den preußiſchen Landtag ein. Jetzt begann ſein Kampf um die Feſtigung und Einheit Deutſchlands. Das Volk hatte ſich aus dem franzöſiſchen Joch befreit. Aber zerriſſen und geſpalten war das Volk auch jetzt noch. Der Pöbel rebellierte gegen den König. In dieſer Verwirrung begann Bismarck eine neue Staatsordnung zu bauen. Auf vielen Fahrten in europäiſchen Ländern hatte er ſich die Kenntniſſe geſammelt, um auch die gegneriſchen Kräfte kennenzulernen. Die deutſche Einheit kam zuſtande durch den eiſernen Willen eines Mannes. Bismarck wurde Preußens Miniſterpräſident. Gegen alle Widerſtände ſetzte er ſich durch. 1871 ernannte ihn der König zum Reichskanzler. Bismarck kämpfte um den Frieden, indem er das Reich ſtark machte. Der Bau des Zweiten Reiches war ſein Werk.

Bismarcks erste Auszeichnung

Von März 1838 bis März 1839 hatte Bismarck sein Militärjahr bei den Gardejägern in Potsdam und den Greifswalder Jägern abgedient.

Bismarck war im Sommer 1842 als Landwehr-Kavallerie-Offizier mit der Stargarder Landwehr-Ulanen-Eskadron zur Übung bei Lippehne in der Neumark und ſtand eines Nachmittags mit andern Offizieren auf der dortigen Brücke über dem See, als ſein Reitknecht Hildebrand, der Sohn des Förſters auf ſeinem Gute, das Pferd zum Tränken und Schwemmen in den See ritt, und zwar dicht an der Brücke. Plötzlich verlor das Pferd den Grund, und als der ängſtliche Reiter ſich am Zügel feſthielt, überſchlug es ſich. Hildebrand verſchwand im Waſſer. Ein lauter Schreckensruf ertönte, Bismarck aber warf ſofort den Säbel von ſich, riß die Uniform ab und ſtürzte ſich kopfüber in den See, um ſeinen Diener zu retten. Er faßte ihn auch glücklich, aber nun umklammerte ihn der Menſch in ſeiner Todesangſt ſo gefährlich, daß er erſt mit ihm auf den Grund gehen mußte, um ſich von ihm loszumachen . . .

Er brachte denſelben auch glücklich ans Land, freilich leblos, doch erholte ſich Hildebrand nach den erſten Wiederbelebungsverſuchen und war am andern Tage geſund . . . Daher ſchreibt ſich die ſchlichte Medaille „für Rettung aus Gefahr", die bekannte preußiſche Rettungsmedaille, die man neben ſo vielen ſtolzen Sternen auf der Bruſt des Miniſterpräſidenten bemerkt. Bismarck iſt ſtolz auf dieſes Ehrenzeichen, und als ihn einſt ein vornehmer Diplomat, vielleicht nicht ohne Anflug von Spott, nach der Bedeutung dieſer beſcheidenen Dekoration, die damals noch ſeine einzige war, fragte, entgegnete er raſch: „Ich habe die Gewohnheit, zuweilen einem Menſchen das Leben zu retten!"

Bismarck auf Schönhausen

Die Räder des Wagens ſpringen über die Steine des Landweges, daß die Funken ſtieben. Die galoppierenden Pferde ſchnauben; der Kutſcher ſchwingt die Peitſche; weiß er auch nicht genau, was eigentlich los iſt, ſo fühlt er doch, wie alle in der Gegend, daß irgend etwas Unheilvolles in der Luft liegt. Vorſichtig dreht er ſich nach ſeinem Herrn um.

Der aber ſieht ihn nicht. Otto von Bismarck, Herr auf Schönhauſen, iſt tief in Gedanken verſunken. Die Brauen, die ſchon jetzt, bei dem Dreißigjährigen, ſich buſchig über den Augen wölben, ſind drohend zuſammengezogen.

Zuweilen trommelt die Fauſt wütend auf der Lehne.

Barrikaden in Berlin! Soldaten erſchlagen . . .

Preußiſche Soldaten von preußiſchen Bürgern ermordet?

Otto von Bismarck hat es eben erſt auf dem Gut eines Freundes gehört. Revolution?

Otto von Bismarck hat keine Angſt vor einer Revolution. Was ſind das denn ſchon für Leute, die ſeit Wochen und Monaten von der Verfaſſung ſchwafeln und mit der Revolution drohen?

„Zwei- oder dreihundert Böswillige hetzen, tauſend Hungrige und Trunkene laſſen ſich hetzen, fünf- bis ſechstauſend ſehen dem Spektakel zu und bezahlen leider nicht ſelten mit ihrer Haut, was jene verſchulden."

Nein, dieſe „Revolutionäre" fürchtet Bismarck nicht, aber daß es Soldaten ſind, die mit ihrer Haut die Hetze der Böswilligen zu bezahlen haben, daß es den Hungrigen und Trunkenen, den Bösartigen und Böswilligen gelungen iſt, den König von ſeinem Volk abzuſchneiden, das erbittert ihn.

Da iſt Schönhauſen. Das alte, große, dreiſtöckige Haus, der altmodiſche Garten mit ſeinen geſchnittenen Hecken, dem wunderlich geformten Buchsbaum, den Göttern aus Sandſtein . . .

Krachend biegt der Wagen über das Pflaſter in den Hof. Noch bevor er hält, iſt Otto von Bismarck im Hauſe verſchwunden.

Der König unfrei? Das werden wir ſehen. Solange es noch Bismarcks im Lande gibt . . .

Donnernd fällt die Tür ins Schloß.

Ein eifriges Treiben entwickelt ſich in den nächſten Tagen auf den Sandbergen Schönhauſens. Die Ackerbürger und Gutsarbeiter haben aus ihren Böden und Kellern hervorgekramt, was ſie an alten Waffen beſitzen. Uralte Flinten, noch aus der Zeit vor den Napoleoniſchen Kriegen, Jagdgewehre, Seitengewehre aus dem vorigen Jahrhundert, Miſtgabeln und die Hellebarden der Nachtwächter.

Wie die Räuber in einer Komödiantenaufführung ſieht die Schar aus, die da unter dem Kommando eines alten Unteroffiziers von Anno 1813 übt: Bismarcks Armee, mit der er den König aus den Händen ſeiner aufſtändiſchen Untertanen befreien will.

Bald iſt es ſo weit, und der Ackerbürger Schilling kann aus der Front treten und ſeinem Gutsherrn melden:

„Herr Deichhauptmann, nun führen Sie uns man druff, wir wollen mal ein Ende machen mit dem Berliner Schwindel!“

Die Bauern und Arbeiter ſind ſiegestrunken, denn eine gewonnene „Schlacht“ haben ſie ſchon hinter ſich: mit vielem Johlen und nicht zuletzt mit Hilfe ihrer reſoluten Frauen haben ſie am 20. März die Abordnung aus Tangermünde, die auf dem Kirchturm die ſchwarzrotgoldene Fahne hiſſen wollte, aus Schönhauſen hinaus und zum Teufel gejagt.

Aber leider denken nicht alle ſo wie der Herr auf Schönhauſen und ſeine Bauern.

Unermüdlich iſt Otto von Bismarck von einem Herrenhaus zum andern gefahren, ſeine junge Frau, die vierundzwanzigjährige Johanna, neben ſich im Wagen. Aber ſchon beim erſten, dem nächſten Nachbarn, hat er ſpüren müſſen, daß die Angſt vor der Revolution wunderliche Blüten treibt.

Will der Herr von Bismarck etwa eine Brandfackel ins Land ſchleudern? Will der Herr von Bismarck etwa ernſtlich mit ſeinen Bauern auf Berlin marſchieren? Dann wird es mir leid tun, dem Herrn von Bismarck in den Weg treten zu müſſen.

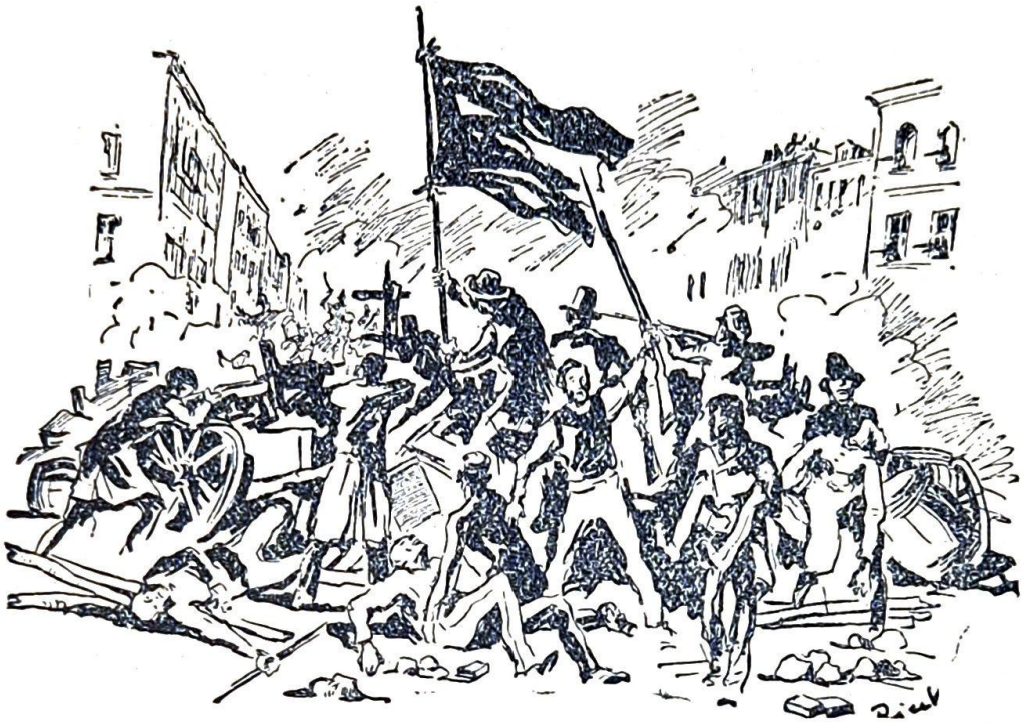
Der ſo ſpricht, kennt Otto von Bismarck leider ſchlecht.

Deſſen Geſicht wird eiskalt, als er die Anſicht ſeines Nachbarn hört. „Sie kennen mich als einen ruhigen Mann“, erklärt er, „aber wenn Sie das tun, dann ſchieße ich Sie nieder.“

„Das werden Sie nicht!“

„Ich gebe mein Ehrenwort darauf, und Sie wiſſen, daß ich das halte. Alſo, laſſen Sie das!“

Dies wenigſtens weiß Herr von X. in der Tat, und er unterläßt es, Herrn von Bismarck und ſeine Bauern zurückzuhalten.



Bismarck in Berlin

Im Jahre 1848 revoltierten in deutſchen Landen der Pöbel gegen die herrſchende Ordnung. Sie waren von den Anſichten der franzöſiſchen Revolution angeſteckt. In Berlin kam es zu Straßenkämpfen. Der ſchwankende König glaubte anfangs, daß ſeine Sache bei dieſen neuen Ideen gut aufgehoben ſei. Er war nicht ſtark genug zu herrſchen. Bismarck fuhr nach Berlin um mit aller Kraft für die Ordnung des Staates einzutreten. Er ſtößt nur auf Unverſtändnis.

Er wandert durch die Stadt. Verdächtige Geſtalten verfolgen ihn, murren und machen ſich mit drohenden Redensarten ſelber Mut. Heimlich greift Bismarck in die Taſche, in der ſeine Piſtole mit vier Schuß ſteckt.

Er kann ſie ſteckenlaſſen; bald hat er das Biwak der Garde-Infanterie erreicht, die auf Befehl des Königs die Hauptſtadt verlaſſen hat.

Noch immer begreift er nicht ganz, was vorgegangen iſt; und ganz und gar nicht begreift er, daß General von Prittwitz, der in Berlin kommandiert hat und jetzt in Potsdam lagert, ihn bittet, ſeine Bauern zu Hauſe zu laſſen.

„Wenn die Bauern kämen", erklärte der General müde, „würde ich aus Berlin den Befehl erhalten und ausführen müſſen, ſie zurückzuſchlagen."

„So holen Sie den König heraus!" drängt Bismarck.

„Was können wir tun, nachdem der König uns befohlen hat, die Rolle des Beſiegten anzunehmen? Ohne Befehl kann ich nicht angreifen!"

Ohne Befehl . . .

Gibt es denn hier niemand, der befehlen kann? Otto von Bismarck läßt ſich bei der Prinzeſſin von Preußen melden, um wenigſtens zu erfahren, wo der Bruder des Königs, ſich aufhält.

In einem Dienerzimmer ihres Schloſſes empfängt ihn die Prinzeſſin, auf einem Holzſchemel ſitzend — ein Bild der Erniedrigung, die das Volk von Berlin dem preußiſchen Königshauſe zugefügt hat.

Wo der Prinz ſich aufhält?

Sie weiß es nicht, behauptet ſie, und ſie will es nicht ſagen. Sie iſt verzweifelt und glaubt nicht, daß der König und ihr Mann, Prinz Wilhelm, ſich je werden gegen das Volk behaupten können; ihre Sorge gilt dem Sohn, dem ſie den Thron retten will.

Bismarck ſcheidet nicht mit guten Gefühlen von dieſer Frau, die in der Stunde der Gefahr mehr an den Thron ihres Sohnes als an das Leben ihres Mannes denkt, und die für den König ſelbſt nicht ein Wort findet.

Otto von Bismarck erfährt nicht, daß der Prinz ſich auf der nahen Pfaueninſel verborgen hält und ſich rüſtet, zwei Tage ſpäter nach England zu reiſen.

Gut, dann alſo hinein in die Höhle der Revolution! Geht es nicht indirekt, ſo muß es direkt gehen; warum eigentlich ſollte ihn der König, der den Herrn auf Schönhauſen ſchon lange kennt, nicht empfangen?

Merkwürdig ſieht dieſer Herr von Bismarck aus, der in Berlin den Potsdamer Bahnhof verläßt. Gut, daß ſeine Frau ihn nicht ſieht: der Bart iſt geſchoren, auf dem breitrandigen Hut prangt eine bunte Kokarde! Ein verkleideter Revolutionär?

Ein Bismarck kann ſich den Bart ſcheren und eine Kokarde an den Hut ſtecken — wer ihn je geſehen hat, wird ihn trotz aller Verkleidung aus Tauſenden heraus erkennen.

Vor dem Bahnhof ſteht einer von der Bürgergarde Poſten, der Kammergerichtsrat Meier. Ein Blick auf den verkleideten „Revolutionär", und dann ein erſtauntes:

„I Jotte doch! Bismarck, wie ſehen Sie aus! Schöne Schweinerei hier!"

Und auf den Straßen laufen Bismarck die Gaſſenbuben nach: „Kiek doch bloß, dat is ooch 'n Franzoſ'!"

Unter den Linden hält ein Unbekannter den Verkleideten an und flüſterte ihm zu: „Kommen Sie mit!"

In der Kleinen Mauerſtraße bleiben beide ſtehen. Der Fremde ſieht ſich nach allen Seiten um, dann ſagt er:

„Reiſen Sie ab, oder Sie werden verhaftet!"

„Kennen Sie mich denn?"

„Ja, Sie ſind Herr von Bismarck!"

Dann wendet ſich der Unbekannte ab und verſchwindet.

Im Schloß findet Bismarck geſperrte Türen. Es iſt unmöglich, zum König vorzudringen. Otto von Bismarck wandert durch die jetzt faſt menſchenleeren Straßen Berlins und reiſt nach Potsdam zurück.

Iſt wirklich nichts zu machen? In dem Hotel, in dem der in Berlin ſchwer mißhandelte General Möllendorf und Prittwitz Quartier genommen haben, verſucht Bismarck es noch einmal.

„Selbſtändig handeln!" fordert er.

„Wie ſollen wir das anfangen?"

Bismarck antwortet nicht. Er geht im Zimmer auf und ab, bleibt vor dem geöffneten Klavier ſtehen und klimpert mit der rechten Hand die erſten Takte des Angriffsſignals der Infanterie.

General von Möllendorf bricht in Tränen aus.

Ja, Angriff! Angriff auf Berlin — wenn nur Wrangel und Hedemann mitmachten, die Kommandierenden Generale von Stettin und Magdeburg . . .

Bismarck verſucht das Äußerſte, Wrangel und Hedemann auf ſeine Seite zu bekommen. Wrangel ſagt zu, aber der alte Hedemann hat ſonderbare und ſture Anſichten von Befehl und Gehorſam:

Wenn Bismarck nicht ſofort verſchwinde, läßt er ihm durch ſeinen Adjutanten ſagen, werde er ihn als Hochverräter feſtnehmen laſſen.

In Schönhauſen hat Bismarck es nicht leicht, ſeine Bauern zu beruhigen. Grollend und mürriſch liefern ſie die Flinten ab, die ihr Herr ihnen für den „Marſch auf Berlin" geliehen hat, und ſie verpacken ihre alten Büchſen wieder in den Schränken. Und durch das Dorf geht ein Raunen: Der Herr hat ſich wohl von dem Berliner Schwindel anſtecken laſſen?

Laut ſagt es keiner, denn mit dem Herrn iſt in dieſen Tagen nicht gut Kirſchen eſſen; wer ihn von weitem ſieht, geht ihm gern aus dem Weg, und wenn der Herr ihn anhält, ſchlottern ihm vor Angſt die Knie. Erſt Bismarcks Frau gelingt es, das alte Vertrauen zwiſchen Bauern und Herrn wieder herzuſtellen.

Otto von Bismarck iſt mit der Welt zerfallen. Er grollt und wütet über das Volk, über die Schwäche des Militärs und über den König, der vor dem Volk die Waffen ſtreckte.

Als Prinz Wilhelm, der das Ende der Revolution in England abgewartet hat, nach zwei Monaten wieder nach Preußen zurückkehrt und durch Sachſen fährt, hält Bismarck ſich auf der Bahnſtation, die der Prinz paſſieren muß, in der hinterſten Reihe des Spaliers.

Der Prinz aber erkennt ihn, ruft ihn heran und reicht ihm die Hand: „Ich weiß, daß Sie für mich tätig geweſen ſind, und werde Ihnen das nie vergeſſen!"

Ein Irrtum, denn für den Prinzen Wilhelm hat Bismarck ſich überhaupt nicht bemüht — nur für den König; aber kommt das nicht im Grund auf das gleiche hinaus?

In dieſen Frühſommertagen des Jahres 1848 ahnen weder der Prinz noch Bismarck, daß ſie noch einmal ein ganzes Menſchenalter hindurch zuſammen arbeiten werden.

Im Landtag redet ſich Otto von Bismarck noch einmal ſeinen Groll vom Herzen. Dann zieht er ſich nach „Schönhauſen bei Jerichow an der Elbe" zurück und führt das Leben, das er gewohnt iſt.

Ein Brief Otto von Bismarcks

Seit Herbst 1846 war Bismarck Deichhauptmann für die Strecke von Jerichow bis gegen Sansau, unterhalb Schönhausens, wohin er im April des Jahres übergesiedelt war. Aus jener Zeit stammt der Brief an seine Braut.

Daß es nicht bis zum 11. April Schnee und — 10 Grad bleibt, zeigt der Augenſchein, und vermutlich vom Freitag an kannſt Du, wenn Du abends warm im Sofa ſitzt oder des Nachts durch Mama erweckt wirſt, daran denken, wie das zerfetzte Fähnlein Deines Ritters und Knechts im nächtlichen Sturm und Regen am Rande der aufrühreriſchen Fluten flattert, auf einem braunen Pferde, das ohrſpitzend und ſchnarchend ſeinen Schrecken über den donnernden Lärm der Schlacht zu erkennen gibt, die ſich die rieſigen Eisfelder untereinander liefern, wenn ſie ſich in Zwietracht gelöſt haben und ihre mächtigen Trümmer ſich im Strudel auftürmen und zerſplittern. Haſt Du nie den Eisgang eines großen Stromes geſehen? Es iſt eins der gewaltigſten Schauſpiele in der Natur.

Der Deichhauptmann und seine Bauern

Als Bismarck noch Deichhauptmann war, war eines Tages eine Versammlung anberaumt, um von den Grundeigentümern die Unterschrift zu erlangen, daß ein neu anzulegender Deich über ihre Äcker und Wiesen gehen dürfe. Die Sitzung begann um halb 9 Uhr morgens; die Bauern waren vollzählig in der großen Gaststube des Wirtshauses versammelt. Der Tisch, auf welchem die Deichkarten lagen, stand in der Tür, die zu einem kleinen Nebenzimmer führte, welches einen Nebenausgang hatte.

Mit dem Glockenschlage erschien Bismarck in Reserveoffizieruniform, Es war gerade ein betäubender Lärm, denn die Bauern stritten lebhaft, ob der neue Damm nötig wäre, der alte Damm hätte so lange gehalten und würde gewiß noch länger genügen. Bismarck hörte kurze Zeit zu, ohne ein Wort zu sagen, dann stand er auf, griff nach dem Pallasch mitsamt der Scheide, faßte ihn in beide Hände und hieb flach auf den Tisch, daß die Akten umherflogen, und rief in den Tumult hinein: „Jetzt holt ji dat Mul, jetzt will ick reden!" Grimmig sahen die Bauern nach dem Hünen auf der anderen Seite des Tisches, verstummten aber sofort. Darauf machte Bismarck in kurzer Rede darauf aufmerksam, daß der alte Damm schadhaft sei, und daß es besser sei, das kleine Stück Land, das der neue Damm nötig hätte, herzugeben, als daß im nächsten Frühjahr unberechenbarer Schaden durch einen Dammbruch erlitten würde. Zum Schluß las der in Bismarcks Begleitung erschienene Geometer die schon ausgefertigten Akten vor, und Bismarck forderte die Leute auf, zu unterschreiben. Jetzt trat ein alter Bauer mit faltigem Gesicht vor und erklärte ganz langsam: „Sä künnen schon recht hebben, Herr Deichhauptmann, aberst unnerschriewen duh ick nich." Ein flüchtiges Lächeln huschte über Bismarcks Gesicht, als ob er sagen wollte, das habe ich vorher gewußt; darauf winkte er seinem Burschen und raunte ihm ein paar Worte ins Ohr. Dieser klemmte sich neben dem Tisch durch, ging durch die große Halle, in der sich die Bauern befanden, nach der andern einzigen Ausgangstür, schloß dieselbe ab, ging zurück mit dem abgezogenen Schlüssel in der Hand und legte denselben neben Bismarck auf den Tisch. Die Bauern sahen einander verdutzt an, und „Wat soll denn dat, wat soll denn dat heeten", ging es von einem zum andern. Bismarck stand auf: „Das soll heißen, daß ihr nicht eher fortkommt, als bis ihr unterschrieben habt!" Die Leute nahmen dies auffallend ruhig hin, blieben aber im übrigen dabei: „Unnerschriewen duht wie nich."

Es verging eine Stunde, ohne daß die Bauern sich gefügt hätten. Dann schickte er den Burschen Frühstück zu holen. Der Geometer räumte den Tisch ab, und bald war derselbe mit Brot, Butter und Schinken besetzt.

Bismarck forderte den Geometer zum Essen auf, und so frühstückten sie mit größter Seelenruhe, den störrischen Bauern das Zusehen überlassend. Diesen fing auch langsam an der Magen zu knurren, und sehnsüchtige Blicke warfen sie auf den wohlbesetzten Tisch. Nachdem das Frühstück abgeräumt war, wurden die Akten wieder aufgelegt. Nach einer weiteren Stunde kam ein Bauer, der während des Essens schon mit unverhohlenem Interesse zugesehen hatte, langsam heran und sagte: „Ick möcht woll unnerschriewen, aberst" —. Der Geometer ließ ihn nicht ausreden und wandte sich sofort an Bismarck: „Der Mann will unterschreiben, Herr Deichhauptmann." — „Schön, mein Sohn", antwortete dieser und sah ihn fest an. Der Bauer hatte gewiß noch mehr sagen wollen, aber unter dem Banne dieser Augen griff er ungeschickt nach der Feder und setzte seinen Namen unter das Aktenstück. Der Bursche rückte den Tisch ein klein wenig zur Seite, und schleunigst verschwand der Bauer durch die Ausgangstür des Zimmers. Dann kam noch einer und noch einer und nach einer halben Stunde hatten alle unterschrieben, ganz zuletzt der alte Bauer, der zuerst gesprochen hatte. Als die Verhandlung geschlossen war, drückte der Geometer seine Verwunderung aus, daß alles so glatt verlaufen war. Lachend erwiderte Bismarck: „Ja, mein Lieber, man muß mit ihnen umzugehen verstehen."

Der junge Otto von Bismarck und der König

Vielleicht wäre das Leben, das Otto von Bismarck hier auf Schönhausen führt, sein Schicksal geworden, vielleicht hätte der „tolle Junker" seine Tage in der Liebe zu seiner Frau und in der Pflege seines Bodens beschlossen, wenn diese Revolution von 1848 nicht gewesen wäre. Zwar hat er sich grollend aus Berlin zurückgezogen, und vielleicht hat er nicht die Absicht gehabt, sich je wieder am Hofe seines Königs zu zeigen, aber die Luft ist so von Politik und Spannung geladen, daß sie Bismarck nicht zur Ruhe kommen läßt. Genau ein Vierteljahr nach der Revolution ist Otto von Bismarck in Potsdam. Er ist im Begriff abzureisen, als ein königlicher Leibjäger ihm meldet, daß der König ihn zu sprechen wünscht.

Bismarck sagt ab, er bedaure, seine Frau, deren Gesundheit besonderer Schonung bedürfe, nicht allein lassen zu können.

Der Leibjäger verschwindet, aber bald darauf erscheint Herr von Manteuffel, des Königs Flügeldajutant, und Bismarck bleibt nichts übrig, als sich nach Sanssouci zu begeben.

Nach der Tafel führt der König Bismarck auf die Terrasse und in den Park.

„Wie geht es bei Ihnen, Herr von Bismarck?"

Bismarck ist gereizt; er läßt jede höfische Höflichkeit beiseite.

„Schlecht!" antwortet er.

„Ich denke, die Stimmung ist gut bei Ihnen?"

„Die Stimmung war sehr gut, aber seit die Revolution uns von den königlichen Behörden unter königlichem Stempel eingeimpft worden, ist sie schlecht geworden. Das Vertrauen zu dem Beistande des Königs fehlt."

Ein kühnes, beinahe ein grobes Wort zu einem König. Es scheint, als ob die Königin schon bei Tisch die Gereiztheit des Junkers gespürt hat. Jetzt tritt sie plötzlich hinter einem Gebüsch hervor, stellt sich zornflammend vor Otto von Bismarck:

„Wie können Sie so zum Könige sprechen?"

Der König lächelt.

„Laß mich nur, Elise, ich werde schon mit ihm fertig werden!"

Der König fordert Bismarck auf, weiterzugehen. Er bleibt an seiner Seite und setzt das Gespräch fort:

„Was werfen Sie mir denn eigentlich vor?"

„Die Räumung Berlins!"

„Die habe ich nicht gewollt!"

Die Königin iſt zurückgeblieben, aber nicht ſo weit, daß ſie das Geſpräch nicht mehr hätte verfolgen können. Von weitem ruft ſie Bismarck zu:

„Daran iſt der König ganz unſchuldig. Er hatte ſeit drei Tagen nicht geſchlafen."

Bismarck iſt nicht ſo leicht zu verſöhnen:

„Ein König muß ſchlafen können!"

Der König begehrt nicht auf, wie Bismarck es vielleicht nach ſeiner ſcharfen Antwort vermutet hatte. „Man iſt immer klüger", ſagt er ruhig, „wenn man vom Rathaus kommt. Was wäre denn damit gewonnen, daß ich zugäbe, wie ein Eſel gehandelt zu haben? Vorwürfe ſind nicht das Mittel, einen umgeſtürzten Thron wieder aufzurichten. Dazu bedarf es des Beiſtandes und tätiger Hingebung, nicht der Kritik."

„Die Güte, mit der er dies und ähnliches ſagte", berichtet Bismarck ſpäter, „überwältigte mich. Ich war in der Stimmung eines Empörers gekommen, dem es ganz recht ſein würde, ungnädig weggeſchickt zu werden, und ging, vollſtändig entwaffnet und gewonnen."

Jetzt begann Bismarcks politiſche Tätigkeit. In vielen Auslandsfahrten lernte er die europäiſchen Mächte kennen. In ſeinen ſpäteren Jahren hat er dieſes Wiſſen oft genug brauchen können. — Bei einem Aufenthalt in Rußland wird er von einer heftigen Krankheit befallen. Hier zeigt ſich ſein eiſerner Wille, alle Schwierigkeiten zu bezwingen.

Nach Petersburg zurückgekehrt, nach anſtrengendem Reiten in überhitzter Reitbahn ohne Mantel nach Hauſe gehend, ſpürt Bismarck am nächſten Morgen ſtarke rheumatiſche Schmerzen im ganzen Körper. Die Schmerzen wichen langſam. Nur im linken Bein, wo er ſich vor zwei Jahren in Schweden eine Verletzung zugezogen, bleiben ſie hartnäckig zurück. Ein Arzt legt ihm ein Pflaſter in die Kniekehle. Nach vier Stunden leidet der Patient an unerträglichen Schmerzen. Das Pflaſter wird mühſam entfernt, die Schmerzen bleiben. Eine gefährliche Venenentzündung wird feſtgeſtellt.

Bismarck reiſt nach Berlin, um ſich dort behandeln zu laſſen. Unterwegs befragt er einen berühmten Arzt. Der Chirurg meint, das Bein müſſe abgenommen werden. Bismarck verweigert die Amputation. In Berlin verſagen alle Mittel. Er geht nach Wiesbaden; die Bäder erleichtern ſeinen Zuſtand, ohne die Urſache zu beſeitigen. Halb wiederhergeſtellt, begleitet er in ſeinem Amt als preußiſcher Botſchafter in Petersburg den Prinzregenten im Oktober 1859 zum Beſuch des Zaren Alexander nach Warſchau.

Von Berlin aus mit der Familie nach Rußland zurückkehrend, erkrankt er im November in Hohendorf in Oſtpreußen beim Beſuch einer Bekannten an hohem Fieber. Die Ärzte ſtellen eine Lungenentzündung feſt. Der ſtarke Mann wird heftig aufs Lager geworfen und ſchwebt nach ein paar Tagen zwiſchen Leben und Tod. Der Tod hält die Hand drei Wochen lang über ihm.

Um Neujahr ſcheint die Kriſe vorüber zu ſein. Aber der Kranke iſt ſehr matt und abgefallen. Er hat alles geordnet und ſeine letztwilligen Verfügungen getroffen. Er hat dem Tod mit Ruhe, gepeinigt von unerträglichen Schmerzen, entgegengeſehen. Er mag noch nicht glauben, daß er ihn wieder aus den Händen gelaſſen hat.

Die langſame Geneſung gibt genügend Anlaß zur Selbſtbeſinnung, zur Bilanz des Bisherigen im Sachlichen und im Perſönlichen. Nächtelang liegt er ſchlaflos. Tagsüber ſieht er durch die Fenſterſcheiben in den Schnee. Seine Frau Johanna pflegt ihn mit aller Aufopferung, die Kinder ſind um ihn, die Freunde von rührender Beſorgtheit. Aus Berlin hört er wenig, mag ſein, daß ſie ihn dort ſchon zu den Toten rechnen. Es iſt ein ſonderbares Gefühl, ſeinem eigenen Tod ſo von einem verſchneiten Winkel Oſtpreußens aus zuzuſehen.

Johanna ſtimmt dafür, „alles aufzugeben", ſchnurſtracks nach der Geneſung nach Schönhauſen zu fahren und ſich „um nichts mehr zu kümmern, als um uns ſelbſt, um unſere Kinder, Eltern und die wirklichen Freunde — das wäre meine Wonne!" Sonderbar, wie man auf ganz verſchiedenen Wegen zum gleichen Ziel gelangen kann. Aber jetzt, wo Johanna ihm vorſchwärmt, was ihn erwartet, beginnt ihm davor zu grauen. Kann er denn jemals wieder zurück? Kann einer, der vom Becher des Kampfes genippt, den Becher abſetzen und den Trunk zur Erde ſchütten? Soll er in Schönhauſen ſitzen und ſich verzehren bei jeder Nachricht von draußen? Soll er ſich Watte in die Ohren ſtopfen,

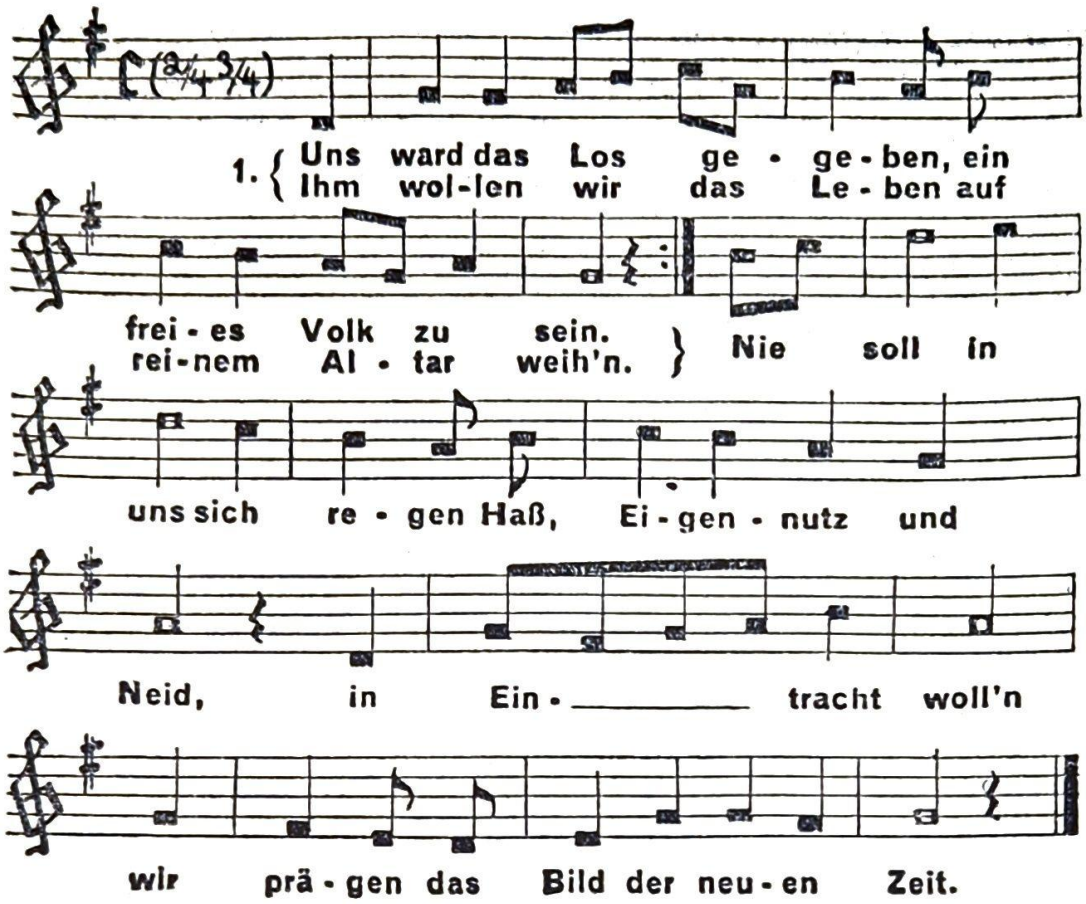
um nichts zu hören? Flucht vor ſich ſelbſt? Das endet immer mit leidenſchaftlichem Wiederſehen.

Kameraden! Zu ſtark war in Bismarck der Wille. Er ſpürte übermächtig in ſich den Auftrag und die Berufung, einmal ein ſtarkes und einiges Deutſches Reich bauen zu müſſen. Was er in ſeiner Jugend an Kraft, Mut und Willensſtärke zeigte, bewies er noch ſtärker in den ſpäteren Lebensjahren. Was an Widerſtänden ſich vor ihm auftürmte, überrannte und bezwang ſein Wille. In Arbeit und Sorge ſchmiedete er das Reich. Bismarck blieb einſam, denn er wuchs nicht, wie unſer Führer Adolf Hitler, aus der Tiefe des Volkes. Großes hat Otto von Bismarck geſchaffen. Davon kündet der Weltkrieg, in dem das Reich vier Jahre lang einer Welt von Feinden ſtandhielt.

Unter all den Männern, die es beanſpruchen können, Wegbereiter des neuen Reichs geweſen zu ſein, ragt einer in gewaltiger Einſamkeit heraus: Bismarck. Das Leben dieſes heroiſchen Mannes iſt die Geſchichte eines Zeitalters.

Adolf Hitler in ſeiner Taufrede
beim Stapellauf des Schlachtſchiffes „Bismarck" am 14. Februar 1939

Uns ward das Los gegeben



2. Wir sind des Volkes Glieder, ein Leib sind wir, ein Geist, der uns beseelt als Brüder, des Name Deutschland heißt. Die Wurzeln, die uns tragen, sind tief in ihm versenkt. Drum, was wir tun und wagen, sei alles ihm geschenkt!

3. Wir schau'n mit heil'gem Glauben ersehnte Einigkeit. Wir lassen uns nicht rauben das Bild der neuen Zeit! Wir haben's voll Verlangen im Herzen aufgestellt, bis daß es einst wird prangen, erfüllt vor aller Welt.

Quellenangabe:

Die Erzählung dieſes Heftes ſtammt aus der „Neuen J. Z.", Berlin, Nr. 15, XV. Jahrgang.

Umſchlag: Foto Scherl.

II. Teil: Die Führerschulung

Ihr habt die Pflicht, gesund zu sein!

Treibt Leibesübungen!

Es gibt ein altes Sprichwort, das lautet: „Wer raſtet, der roſtet!", und dieſes Sprichwort gilt ſchon für unſere Jungen und Mädel. Wir können es in unſere heutige Sprache überſetzen: „Wer keine Leibesübungen treibt, der bleibt ein Schwächling!" Wir wiſſen, daß ein Muskel und ein Organ, die nicht geübt werden, verkümmern. Wir wiſſen, daß alle unſere Anlagen, die wir von unſeren Vorfahren erhalten haben, ſtändig gefördert und vervollkommnet werden müſſen. Das beſte Erbe nützt uns nichts, wenn wir es nicht verwerten. Im Wettkampf, da kann jeder einmal unter Beweis ſtellen, daß er wirklich etwas leiſten kann, daß er mutig und einſatzbereit iſt, und daß er ſeinen Körper in der Gewalt hat. Der Führer erwartet von ſeiner Jugend, daß ſie geſund und leiſtungsfähig einmal das, was er geſchaffen hat, weitertragen und vor allen feindlichen Einflüſſen ſchützen wird. Stubenhocker, Mutterſöhnchen, Streber, zigarettenrauchende Tangojünglinge und biertrinkende Stammtiſchphiliſter aber ſind dazu nicht in der Lage. Der Reichsjugendführer hat bei den deutſchen Jugendmeiſterſchaften 1938 in Frankfurt a. M. in kurzen Worten feſtgeſtellt, welcher Einſatz von unſerer Jugend gefordert wird, wenn ſie die Aufgaben meiſtern ſoll, die auf ſie warten:

> „Es iſt jetzt eine Zeit des jungen Sparta, eine Zeit, in der jeder einzelne von uns verſuchen muß, ſeinem Volke ſo gut und ſo hingebend zu dienen, wie er nur irgend kann!"

Leibesübungen tun not. Wir müſſen aber noch eine Frage beantworten, damit wir unſeren Körper auch wirklich richtig ſtählen und üben: Welche Leibesübungen ſollen wir treiben, und wie ſollen wir Leibesübungen treiben?

Wir können hier nun nicht alle Arten von Leibesübungen aufzählen. Jeder von uns muß die grundſätzlichen Forderungen kennen, die an eine jugendgemäße Sportart geſtellt werden. Der junge Menſch iſt in ſeinem Aufbau und im Leiſtungszuſtand ſeines Herzens, ſeiner Lunge und der anderen wichtigen Organe nicht zu Dauerleiſtungen befähigt. Der junge Menſch braucht kurze, ſchnelle Bewegungen und lange Ruhepauſen. Der beſte Weg, um die Frage nach der Art und der Ausführung unſerer Leibesübungen zu beantworten, liegt in der Naturbeobachtung. Geht einmal hinaus auf eine Koppel, wo ſich Fohlen, Kälber oder andere junge Tiere austoben, und beobachtet ihre Bewegungen, betrachtet das täppiſche Spiel junger Hunde oder das luſtige Balgen

junger Katzen — denn wir wollen uns darüber klar ſein, daß das wirklich Vergleichsmöglichkeiten ſind. Ein junger Menſch, ein Fohlen und ein junger Hund haben in ihren Bewegungen, in ihren Organen und der Leiſtungsfähigkeit ihres Körpers ſehr viel Gemeinſames. Wenn ihr ſo bemüht ſeid, der Natur ihre Geſetze abzulauſchen, ſo werdet ihr ſehen, daß alle die jungen Tiere nie eine ſture Dauerleiſtung von ſich fordern. Sie toben hin und her, dann verharren ſie wieder, erholen ſich, legen ſich hin, wälzen ſich am Boden umher, ein luſtiges, ungebundenes, abwechſlungsreiches Spiel von Bewegung und Ruhe. Spannt ihr aber ein junges Pferd zu früh vor den Wagen oder den Pflug, oder legt ihr einen jungen Hund an die Kette, dann ſeht ihr, wie dadurch ein ſtolzes Naturgeſchöpf verkümmert, elend wird, klein bleibt und ſein Wachstum ſchwer gehindert wird. Dasſelbe unglückliche Bild der Vergewaltigung der Natur konnten wir bei der Kinderarbeit beſonders in engliſchen Bergwerken ſehen, wo zwölf- bis dreizehnjährige Kinder unter Tage ſchwerſte Arbeit verrichten mußten. Das werden keine frohen, geſunden und leiſtungsfähigen Menſchen, ſondern das ſind luſtloſe, in ihrer Entwicklung ſchwer geſtörte Geſchöpfe. Was hat das nun mit den Leibesübungen zu tun? — Der junge Menſch braucht, genau wie das junge Tier, Bewegung. Er muß ſich, ſeinen Kräften entſprechend, austoben können in freudigem Spiel, denn durch dieſes Spiel erhält er neue Wachstumsreize für ſeine lebenswichtigen Organe und Muskeln. So muß der Sport, ſo müſſen die Leibesübungen aufgebaut ſein und ausgeführt werden. Sie müſſen ſich dann allmählich ſteigern, ſich dem Alter in der ernſteren Form des Kampfes anpaſſen und in ihren Anforderungen härter werden. Sie dürfen aber nie ſo harte Dauerleiſtungen fordern, wie ſie das junge Pferd, das zu früh in die Arbeit genommen wurde und das Kind, das im Bergwerk arbeiten mußte, leiſten mußten. Wettkampfmäßige Gepäckmärſche, langes Stehen, wettkampfmäßiges Langſtreckenſchwimmen, Radrennfahren, all das ſind keine Übungen für Jugendliche. Sie richten ihn zugrunde und ſind die Urſachen für ſchwere Schädigungen ſeiner Geſundheit, ſtehen alſo ganz im Gegenſatz zu dem, was wir durch Leibesübungen erzielen wollen: einen geſunden Geiſt in einem geſunden Körper.

Beim Aufbau der Leibesübungen in der Hitler-Jugend ſind die Naturgeſetze beachtet worden. Aufgabe der Unterführer und Sportwarte iſt es aber, dieſe Anordnungen zu verſtehen und ſie nicht als eine bürokratiſche Maßnahme aufzufaſſen. Wer ſie nicht verſteht, der zeigt dadurch, daß er vom Sinn und von der Aufgabe der Leibesübungen keine Ahnung hat. Heute hat jeder Junge die Pflicht, durch jugendgemäße Leibesübungen ſeinen Körper zu ſtählen und ſo einſatzbereit zu machen, wie es ihm auf Grund ſeiner Erbanlagen nur irgendwie möglich iſt. Die Zeit, wo die Jugend ſich in blaugequalmten Buden bei der Lektüre von irgendwelchen Wildweſtſchmökern wohlfühlte, iſt vorbei. Luft, Sonne, Waſſer und Erde ſind die großen Heilkräfte, die die Natur uns ſelber zur Verfügung ſtellt,

und unſere Aufgabe iſt es, dieſe Heilkräfte unſerem Körper nutzbar zu machen.

Die Leibesübungen haben aber noch eine andere Bedeutung für unſere Geſundheit. Im Gegenſatz zum jungen Tier iſt der junge Menſch ſchon von früh an gezwungen, eintönige Leiſtungen von ſeinem Körper zu fordern. Dazu gehört zum Beiſpiel das Sitzen in der Schule. Das iſt eine eintönige Leiſtung ohne große Bewegungsänderung, und darum fällt es eben dem jungen Menſchen ſo außerordentlich ſchwer. Dazu kommt, beſonders in der Großſtadt, der Mangel an friſcher Luft und an Bewegung. Der Boden in der Stadt iſt hart und ermüdet die Fußmuskulatur, anſtatt ſie, wie der Boden im Walde, zu immer neuem Spiel anzuregen. Über der Großſtadt wölbt ſich eine Dunſtſchicht, die die lebenswichtigen Lichtſtrahlen abſchirmt. Die Ernährung iſt weit entfernt vom natürlichen Zuſtand. Einen richtigen friſchen Wind gibt es in der Großſtadt überhaupt nicht. Alle dieſe Dinge, die uns in der Stadt fehlen, führen zu einer Verweichlichung und zu einer verminderten Widerſtandsfähigkeit unſeres Körpers, und hier liegt die ausgleichende Aufgabe für unſere Fahrten und für unſeren Sport draußen in der friſchen Luft, im Wald, in der Sonne, am Meer und im Gebirge. Alle unſere dienſtlichen Veranſtaltungen, wie ſie eben aufgeführt wurden, ſind groß angelegte Ausgleichsübungen gegen die Schäden, die uns die Ziviliſation aufzwingen will. So wiſſen wir, daß zum Beiſpiel die Zahl der Fußſchäden, der Platt- und Senkfuß zugenommen hat, in anderen Ländern iſt das übrigens noch viel ſchlimmer als bei uns. Woher kommt das? — Einmal, wie das oben ſchon geſchildert wurde, weil der ſteinige Boden in der Stadt zu hart iſt, ferner nimmt das Schuhwerk der Fußmuskulatur die Möglichkeit, naturgerecht zu arbeiten, und unſere Ernährung führt dem Körper nicht die notwendigen Stoffe zu. Wie iſt das im Lager? — Da laufen wir barfuß auf dem welligen, natürlichen Boden, kein Schuh hindert unſere Fußmuskulatur beim wechſelvollen Spiel, zu dem ſie durch die immer ſich ändernde Bodenform gezwungen wird. Der Erfolg iſt für die Geſundheit unſeres Fußes nicht abzuſtreiten. Durch dieſes Barfußlaufen im Lager ſtrafft und kräftigt ſich die Fußmuskulatur, und Senkfüße können wieder ihre natürliche, ſchön gewölbte Form einnehmen. Das iſt eine geſunde und natürliche Ausgleichsübung, wie ſie im Dienſt der Hitler-Jugend in reicher Menge enthalten iſt. Jeder Führer und Unterführer aber muß ſich immer wieder beſonders ein Naturgeſetz vor Augen halten, wenn er von ſeinen Jungen etwas verlangt:

Kurze, kräftige Leiſtungen und anſchließend eine Ruhepauſe bis zur völligen Erholung.

Wenn ihr dies beachtet und die Folgerungen für die Geſtaltung des Dienſtes und des Sports daraus zieht, dann werden von vornherein alle falſchen Leiſtungsforderungen vermieden, und unſere Leibesübungen werden, ohne daß es irgend jemand ſchulmeiſterhaft zum Bewußtſein kommt, gleichzeitig eine großangelegte Ausgleichsübung und damit die beſte Medizin für alle Ziviliſationsſchäden, wie ſie heute auftreten, und

damit weiterhin das beſte Geſchenk, das ihr eurem Führer machen könnt: eine geſunde, widerſtandsfähige, mutige, einſatzbereite Jugend, die weiß, daß es ihre höchſte Pflicht iſt, ihre Geſundheit und Leiſtungsfähigkeit zu erhalten.

Dr. Ritzing, Bannführer

Böhmen

Vor einigen Wochen marſchierten deutſche Truppen über die Reichsgrenzen in die Tſchechei ein. Am nächſten Tage ſchon wehte die Standarte des Führers über dem Prager Hradſchin, dem alten deutſchen Kaiſer- und Königsſchloß, deutſche Soldaten hielten die Wacht, und vom Fenſter der Burg dankte der Führer den deutſchen Volksgenoſſen, die ihm überglücklich zujubelten.

Am gleichen Abend verkündete Reichsaußenminiſter von Ribbentrop über den Rundfunkſender Prag den Erlaß des Führers:

„Erfüllt von dem ernſten Wunſch, den wahren Intereſſen der in dieſem Lebensraum wohnenden Völker zu dienen, das nationale Eigenleben des deutſchen und tſchechiſchen Volkes ſicherzuſtellen, dem Frieden und der ſozialen Wohlfahrt aller zu nutzen, ordne ich namens des Deutſchen Reiches als Grundlage für das künftige Zuſammenleben der Bewohner dieſer Gebiete das Folgende an:

Artikel 1. Die von den deutſchen Truppen im März 1939 beſetzten Landesteile der ehemaligen tſchecho-ſlowakiſchen Republik gehören von jetzt ab zum Gebiet des Großdeutſchen Reiches und treten als Protektorat Böhmen und Mähren unter deſſen Schutz."

Das Protektorat Böhmen und Mähren iſt damit ſowohl wirtſchaftlich als auch geographiſch wieder zu der Einheit mit dem Deutſchen Reich geworden, die es immer in einer tauſendjährigen deutſchen Geſchichte geweſen iſt.

Menſchen im böhmiſchen Land

Hier in Böhmen ſitzen ununterbrochen Deutſche, ſeit den Zeiten, da tauſend Jahre vor den Tſchechen noch das keltiſche Volk der Bojer im Lande lebte und es „Böheim" hießen, da die germaniſchen Silingen „Schleſien" den Namen gaben und die deutſchen Quaden an der March wohnten und ſich deshalb Marchwarer oder Mährer nannten. Wie nun ſeit dieſen Zeiten bis auf den heutigen Tag die Moldau und die Mies, die Schwarzhawa und Zwittahwa und hundert andere Achen und Flüſſe immer noch mit ihren deutſchen Namen durch das Land rollen, ſo hat auch das deutſche Blut niemals durch dieſen Boden zu fließen aufgehört.

Vor nahezu zwei Jahrtauſenden zog der germaniſche Stamm der Markomannen den Main aufwärts und drang ein in die böhmiſche

Feſtung. Die Bojer wichen ihrem Ungeſtüm. Der Markomanne Narbod beherrſchte Böhmen als deſſen erſter König, und durch fünf Jahrhunderte hindurch erfüllten jene Menſchen das Land als Bauern und Krieger.

Auf einmal aber ſtand das Volk der Markomannen auf. Von einer unſichtbaren Kraft gedrängt, zog es gegen Abend und Mittag, durchbrach den Wall der Berge und den Vorhau des Urwaldes und ſah in ein neues Land. Die aus Böheim kamen, nannten es Bayern.

Nun wäre es freilich verwunderlich, wenn es damals noch keine Treue gegeben hätte zu dem Boden, der fünfhundert Jahre gut genug geweſen war, Bleibe und Nahrung herzugeben. Wo denn auch dieſe Treue ſtärker war als der Drang zu neuen Taten, oder wo er ſich verſäumte aus Genügſamkeit und Alter, dort blieben die Deutſchen auf ihrer Scholle zurück und gaben den ſcheidenden Brüdern nur einen guten Gedanken mit auf den Weg. Schließlich aber war das Zurückbleiben genau ſo ein Wagnis wie das Vondannenziehen, denn das Schickſal ſteht überall, und je weniger Arme ſind, deſto härter müſſen ſie ſein. Die in Böheim geblieben waren, hörten bald die Kunde, daß ſich ein fremdes Volk in ihr Land vortaſte. Der Name dieſes Volkes klang grell wie eine Drohung. Aber das Land war groß und weit, und zwiſchen Sippe und Sippe war noch viel Niemandsboden. Wenn Bären und Wölfe vor neuen Menſchen weichen ſollten, war es nur gut. Man brauchte alſo dieſen Schritten nicht entgegenzugehen, ſolange ſie nicht in die Gemarkung der eigenen Notdurft einbrächen. Später aber, in den Jahrzehnten des 6. Jahrhunderts, mußten die Deutſchen dann zu Spieß und Axt und Schwert greifen, um den Zug der Avaren, dieſes wilden Reitervolkes, in eine geziemende Bahn zu weiſen.

Die Wildheit in den fremden Geſichtern und die Schlachtſchreie fochten ſie nichts an, denn die Augen der Deutſchen waren ſcharf wie das Schwert und ihre Fäuſte hart wie die Axt. Und wer auf ſich vertraut, kann warten.

Aber die Geſichter der anderen Menſchen, die von den Avaren mitgeſchleppt wurden, deren Züge und Formen nicht von Avarenblut gebildet waren, die Striemen auf den Schultern der Männer, die Stricke, mit denen ſie an die Schweife der Avarenpferde gebunden waren, ſtachelte die Deutſchen auf. Wer die Freiheit liebt, ſetzt ſich für die Freiheit ein, auch wenn ſie nicht die ſeinige iſt.

Den Kampf der verſklavten Tſchechen gegen ihre Zwingherren machten alſo die Deutſchen mit zu ihrem eigenen. Bald brannte er gegen Morgen und Abend, gegen Mittag und Mitternacht, aber die Gemeinſamkeit der Not fand noch zu keiner Gemeinſamkeit der Tat. Ein einziger Mann mußte ſein, der den Ring ſchweißte und die Schwerter lenkte!

Aus Franken kam Samo um das Jahr 600 nach Böheim, zunächſt um die ſeltenen Waren zu tauſchen, die ſeine Tiere auf dem Rücken trugen. Er ſah den Kampf, und er war der Mann. Und der deutſche Mann wurde dann der erſte König über das tſchechiſche Volk.

Von den Deutſchen lernte das neue Volk, wie ſtark es macht, wenn die Sippen ſich zu Gauen zuſammenſchließen, und wenn, nicht bloß vor dem Feinde, des beſten Mannes einziger Wille über alle herrſcht. Und das neue Volk ſah den deutſchen Pflug und nannte ihn Pluh. Da es ihn nahm, bereicherte es Hand und Sprache zugleich.

Von da an ſandten die Böheimer zu den Brüdern nach Bayern hin. Und weil die Bayern ſtark und mächtig geworden waren, und weil ſie einen König hatten, deſſen Name allein ſchon vor Ungemach wie ein Wall ſtand, und weil ſie deshalb den Böheimern nicht bloß einen Rat, ſondern auch Beiſtand und Hilfe jedesmal auf den Heimweg mitgeben konnten, ſtellten ſich auch die Slawen in Böhmen und Mähren gern hinter den bayeriſchen Schild.

So geſchah es denn ſchließlich, daß im Jahre 895 der deutſche Reichstag zu Regensburg ſtaunend einen Zug fremder Männer durch die Tore der Stadt eingehen ſah. Ungezwungen und ungebeten, in der Freiheit des eigenen Willens, ſchritten hinter den Prager Fürſten Spitignew und Vratiſlaw alle Herzöge der Böhmen im feierlichen Geleite vor den Thron und legten mit reichen Gaben ein Gelübde von Treue, Gehorſam, Zins und Kriegsdienſt knieend vor Kaiſer Arnolf hin. Und da der Kaiſer ſich erhob und als erbetene Gegengabe den Tſchechen Schutz und Hilfe gegen jeden inneren und äußeren Feind verſprach, war Böhmen für immerdar als ein gleichberechtigtes Land ins heilige Reich getreten.

Die Tſchechen zinſten, ſteuerten und leiſteten dem Reich wohl viel, aber das Reich vergalt auch mit einem gerüttelten Scheffel. Hatte ſchon der vierte Heinrich im 11. Jahrhundert dem Herzog Vratiſlaw die Königswürde verliehen, ſo empfing ſie Przemyls Ottokar erblich aus der Hand des Staufers Philipp, und der König von Böhmen war von nun an der oberſte weltliche Kurfürſt des Deutſchen Reiches. Es erregte auch keinerlei Bedenken, als mit dem Ausſterben des einheimiſchen Fürſtengeſchlechts, der Przemyſliden, 1306 die böhmiſchen und mähriſchen Großen den deutſchen Grafen Johann von Luxemburg zu ihrem König erwählten. Sie fühlten ſich ja zum Reich gehörig. Unter dieſen Luxemburgern erlebte Böhmen ſein goldenes Zeitalter. Prag wurde durch Karl IV. Hauptſtadt und die Elbe die wirtſchaftliche Achſe des Deutſchen Reiches. Ein nie geahnter Wohlſtand und Reichtum, ein kulturelles Aufblühen wurden ganz Böhmen und Mähren zuteil. Immer hat der enge Anſchluß an das Reich dem böhmiſch-mähriſchen Raum nur Vorteile erbracht.

Denn wie der Deutſche willig die Kenntnis hergab, wie der Pflug übers Feld geführt wird, wie man das Rind pflegt und das Brot bäckt, wie man das Haus richtig gegen Wind und Wetter ſtellt, wie man die Ahle führt und den Hammer und alles, was dem Handwerk dient, ſo ging der Deutſche auch überall dort ſelber hin, wo die Hand des Tſchechen zu ſchwach ſchien oder zu unerfahren, und wo die härteſte Fauſt nötig war, dem Urwald einen Acker abzuzwingen oder die Erze aus den Steinen zu reißen.

Und der Deutſche kam, wann und wo immer ihn die böhmiſchen Könige riefen, und baute die Städte vor das ſtaunende tſchechiſche Volk. Aber er baute ſie nicht bloß in die Gebirge, auf den Boden hin, deſſen Härte vom Tſchechen gemieden wurde, nicht nur in die Inſeln ſeiner deutſchen Sprache, ſondern auch in das ſlawiſche Gebiet hinein.

Immer aber hat auch die Abkehr von Deutſchland und deutſchem Weſen zu einem Abgleiten in Not und Elend und unvorſtellbare Barbarei geführt. Das erfuhr Böhmen und Mähren zum erſten Male, als unter der unglücklichen Regierung des Sohnes des großen Kaiſers Karl IV., Wenzel IV., das Huſſitentum als „nationale Bewegung der Tſchechen" ſich im ſchärfſten Gegenſatz zu allem Deutſchtum erhob. In den Huſſitenkriegen (1420 bis 1431) wurden Böhmen und Mähren eine Wüſte mit verbrannten Dörfern, zerſtörten Städten und verwilderten Äckern. Wieder kam ein einheimiſcher Fürſt zur Herrſchaft. König Podiebrad (1458 bis 1471) erkannte aber die Urſache dieſes Elends. Er rief die Deutſchen zu Hilfe und übergab ihnen den Aufbau des zerſtörten Landes. Mehr als hundert Jahre bedurfte es der Anſtrengung der Deutſchen, das Land wieder zu einem blühenden, reichen Gau des Deutſchen Reiches zu machen.

1526 waren wieder deutſche Fürſten — die Habsburger — Herren von Böhmen und Mähren. Sie blieben es, auch als 1806 Franz II. die deutſche Kaiſerkrone niederlegte. Böhmen und Mähren waren als Kronländer des habsburgiſchen Donaureiches auch im „Deutſchen Bund" bis zu deſſen Auflöſung im Jahre 1866 innerhalb der deutſchen Grenzen und bis 1918 Glieder der Doppelmonarchie. Und 1918 errichtete man in Verſailles das lebensunfähige Gebilde — die Tſchecho-Slowakei —, einen Staat nicht nur außerhalb des Reiches, ja ſogar gegen das Reich geſtellt. In welchen Jammer dieſes unnatürliche Gebilde die Bevölkerung des böhmiſch-mähriſchen Raumes ſtürzte, haben wir erlebt. Jede Mißachtung von Naturgeſetzen gibt ſich eben in kurzer Friſt ſelbſt dem Untergang preis. Dank der genialen Tat Adolf Hitlers gehen Böhmen und Mähren als Reichsprotektorat einer neuen Blütezeit entgegen.

Friedrich Bodenreuth

Das Deutsche Reich Adolf Hitlers

Die erſte von der Reichsjugendführung herausgegebene „Heimkarte der Hitler-Jugend" unter obigem Titel iſt erſchienen und will neben den „Blättern für die Heimabendgeſtaltung in der Hitler-Jugend" und den „Bildbändern für die Schulung in der Hitler-Jugend" einem neuen Typ von Hilfsmitteln für die weltanſchauliche Schulung, für die Arbeit auf den Heimnachmittagen und Heimabenden, den Weg bahnen. Die Heimkarten, die in zwangloſer Folge zum Jahrgangsſchulungsplan erſcheinen werden, wollen gleichzeitig zur Ausſchmückung unſerer Heime

und Dienststellen dienen und mit dazu beitragen, ihnen das Gesicht der politisch regen jungen Mannschaft zu verleihen.

Größe und Gestalt der Heimkarte

Die Heimkarten haben eine Größe von etwa 90 × 120 Zentimeter, sie sind auf Leinenpapier gedruckt, um widerstandsfähig zu sein, und unterscheiden sich in ihrem inhaltlichen Aufbau und ihrer Gesamtgestaltung wesentlich von den üblichen Schulwandkarten. Zum Aufhängen der Karten dienen geschmackvoll aussehende und sinnvoll konstruierte Wechselstäbe, die nur einmal gekauft zu werden brauchen und dann für alle weiteren Karten verwendet werden können. Ein sechzehnseitiges Begleitheft in Größe der Heimabendhefte gibt Auskunft über alle Gegebenheiten, die zum Verständnis und zur erfolgversprechenden Auswertung dieses neuen Schulungsmittels in unserer Arbeit notwendig sind.

Was bringt die Heimkarte Nr. 1?

Bei der ersten Heimkarte handelt es sich um eine physikalische Karte vom Deutschen Reich mit seinen neuesten Grenzen. Die Gebiete außerhalb der Reichsgrenzen sind mit einem leichten Raster überdruckt, damit das Reich besonders plastisch hervortritt. Eine strenge Typisierung des landschaftlichen Aufbaus, die Einzeichnung des Wasserstraßennetzes, der großen Eisenbahnlinien, der Autobahnen und die besondere Kennzeichnung der Reichshauptstadt, der Hauptstadt der Bewegung und der Gauhauptstädte charakterisieren diese Karte.

Wie werden Heimkarten der Hitlerjugend bestellt?

Die Heimkarten, die in verschiedenen Verlagen erscheinen werden, sind unter folgender Anschrift zu bestellen:

Reichsjugendführung der NSDAP,
Amt WS, Schulungsmittel,
Berlin W 35,
Kurfürstenstraße 53.

Die Auslieferung erfolgt per Nachnahme unmittelbar durch die betreffenden Verlage.

Die Preisgestaltung:

1. Heimkarte mit Begleitheft . . . . . 3,— RM
2. Ein Satz Aufhangstäbe . . . . . 2,20 „
3. Verpackungs-, Versand- und Nachnahmekosten etwa 1,20 „

Der Stabsführer der Reichsjugendführung, Hartmann Lauterbacher, hat im Reichsbefehl 3/IV vom 27. Januar 1939 alle Dienststellen der Hitler-Jugend angewiesen, die Beschaffung und den Einsatz dieses neuen Schulungsmittels nach Kräften zu fördern.

Herausgegeben von der Reichsjugendführung der N.S.D.A.P. Amt für weltanschauliche Schulung.
Druck: Wilhelm Limpert, Berlin SW 68.